

buch & media

Elisabeth Spies

DAS LEUCHTEN DER DUNKELHEIT

Roman einer Priesterfrau

buch & media

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.buchmedia.de

Literaturhinweis:

Die von Ricarda Huch zitierten Stellen stammen aus:

Ricarda Huch. Gesammelte Werke. Bd. 5. Hrsg von Wilhelm Emrich

© 1971 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

August 2015

Verlag Buch&media / Allitera Verlag

© 2015 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Titelbild: © Fotolia XIV, fotolia.com

Printed in Europe · ISBN 978-3-95780-034-3

*Meinem geliebten Mann
und allen Priestern ohne Amt
die den Mut hatten
sich zu ihren Frauen zu bekennen.*

*Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz.
Stark wie der Tod ist die Liebe.
Auch mächtige Wasser
können die Liebe nicht löschen;
auch Ströme schwemmen sie nicht weg.*

Hoheslied 8, 6–7

*So will ich mich aufmachen
und die Stadt durchstreifen,
die Gassen und Plätze,
will suchen ihn, den meine Seele liebt.*

Hoheslied 3, 2

ERSTER TEIL

Dann bist du also von einer Hand in die andere gegangen«, sagte der Guardian des Kapuzinerklosters mit verhaltenem Unmut, als er Anna die Beichte abnahm. Er saß in einem Beichtstuhl-Provisorium des Sprechzimmers, den Kopf leicht gegen den Holzrahmen des kleinen Gitterfensters geneigt; seine rechte Schläfe ruhte auf einem weißen Tuch der aufgestützten Hand.

In einer anderen Stunde als dieser der Scham und Verwirrung hätte das Mädchen hinter diesem Ausbruch ärgerlichen, hilflosen Bedauerns die priesterliche Sorge, eine väterlich bekümmerte Zuneigung und auch ein klein wenig unbewusst-seelsorgerliche Eifersucht gespürt. So aber traf es wie Tadel und leise Verachtung ihr in der Trauer um eine Tote ungeschütztes Herz. Der Kopf der Knienden neigte sich noch tiefer in einer unbekanntem Pein.

»Hast du die Tote schon gesehen?«, forschte der Beichtvater plötzlich sehr gütig.

»Die Lebende hab ich noch einmal besuchen wollen –«, antwortete Anna rau von verhaltenem Schluchzen.

»So hat man es dir verweigert?« Des Guardians Blick ging unversehens in Richtung des Frauenklosters, als durchbohrte er alle dazwischenliegenden Mauern.

»Sie haben mir sagen lassen: ›Lasst die Toten ihre Toten begraben!‹«

»Das hätten sie früher wissen müssen«, murmelte der Mönch in mühsam zurückgehaltenem Zorn mehr zu sich selbst als zu seinem Beichtkind. Seine choleralischen blauen Äuglein funkelten. Er dachte an das andere Wort des Herrn: »Ist wohl ein Mensch unter euch,

der seinem Sohn, wenn er um Brot bittet, einen Stein gäbe? Oder wenn er um einen Fisch bittet, wird er ihm dann einen Skorpion darreichen?«

Selbstgerechtigkeit blühte so nahe bei der Härte, wusste der Guardian mit der Nüchternheit eines Mannes, der sich ein ganzes Leben lang um die Sünder gekümmert hatte. Und er, der dort drüben auch das Amt eines Spirituals der Schwestern innehatte und ihre Gepflogenheiten kannte, merkte mit einem Mal, wie wenig er vom eigentlichen Denken und Fühlen so mancher Nonne wusste. Verwechselten einige von ihnen freiwillige Selbsthingabe und Opferbereitschaft mit vergewaltigender Zucht und unduldsamer Strenge?

Anna, die sich der Bedeutung des Vorwurfs gegenüber den Nonnen durch den Guardian nicht ganz klar werden konnte, starrte in seinen weißen Bart, der auf die braune Kutte niederwallte und mächtig war wie der des heiligen Kirchenvaters Hieronymus im Gehäus und unter seinem heftigen Atem leise bebte.

Noch einmal wurde sie vom Geschehen der beiden vergangenen Tage erschüttert:

Mit ihrem schmalen Körper hatte sie die bollwerkartige, gefirnisste Außenpforte des Frauenklosters aufgestemmt. Im halbdunklen Vorraum hob sie zögernd die Hand, dann zog sie verzweifeltentschlossen am verbogenen, eisernen Läutschwengel. Sie fuhr zusammen unter dem Anschlag der Glocke, der durch die niedrigen, weißgekalkten Gewölbe hallte und in weitläufigen Gängen verebte. Nie schien er jemand aufzustören, als wären die, welche hier lebten, längst gestorben oder vernähmen den Ruf von draußen nicht mehr.

Das Pfortenfenster tat sich auf. In die Lichtbahn des Ausgucks schob sich das Habichtgesicht der weltlichen Pförtnerin mit den merkwürdig wasserhellen, lammfrommen Augen unter der immer dunkelblauen Strickkappe. Fast gleichzeitig – denn sie hatte das Mädchen sofort erkannt, wenn nicht vielleicht sogar erwartet – brummte der automatische Öffner der Eichenpforte. Anna griff mit eiskalten Fingern in die kunstvoll verschlungenen, schmiedeeisernen Initialen des *Ave Maria* inmitten der Tür und drückte sie auf. Mit bebenden Lippen und heiser vor Erregung würgte sie ihre Bitte hervor, die Sterbende noch ein letztes Mal zu sehen.

Die Pförtnerin hatte sie schweigend ins Sprechzimmer geführt. Es war kalt, noch ungeheizt in diesen ersten Oktobertagen. Das Zimmer wirkte wie eine Durchgangsstation, wie ein zugiger Warteraum: hinter der Tür das unhörbare Pochen des wie im Schlaf befangenen Hauses, in das das große Stillschweigen der Kartage eingekehrt zu sein schien, und wo in irgendeiner Zelle die geliebte Freundin mit dem Tode rang; hinter dem Fenster war der Klostergarten mit dem Abstieg zur Gruft, einem offenen Einlass im westlichen Gemäuer, der von zwei in Holzkübeln eingepflanzten Lorbeerbäumchen flankiert war. An der Hand einer frommen Großtante und später als Klosterschülerin hatte Anna, in der unterirdischen Kühle erschauernd, die Grabplatten mit den steingemeißelten, gekreuzten Gebeinen und den Totenköpfen betrachtet. Im Sommer trug der Wind den Duft der blühenden Lindenbäume des Kirchplatzes über die Klostermauer. Aber keine noch so verschwenderische Süße vermochte es, den strengen Geruch von Buchs, Eibe, Lorbeer, Thuja und feuchtem, moderigem Gestein ganz zu verdrängen, der unabweisbar den Gedanken an Abtötung, Vergänglichkeit, Tod und Verwesung in sich barg.

Annas gehetzter Blick hatte die Klosterkirche gestreift. Und dann war die Vergangenheit gleichsam wie ein Sturzbach über sie hereingebrochen: Wie oft hatte sie aus dem Abenddunkel des Pfarrplatzes durch das offene Portal gespäht. An einen Lindenstamm gelehnt, ergab sie sich hingerissen dem zarten Singen auf der filigranartig vergitterten Schwesternempore, das ihr wie Engelsgesang schien. Anna wusste: Frau Mathilde dirigierte den Chor, musikalisch genial, das unbewegte Antlitz großlinig und markant geschnitzt wie das einer vergrämt-herben, frühromanischen Madonnenfigur.

Nach dem Abendgebet verlöschten die großen Lichter eins ums andere. Nur noch vereinzelt knieten Klosterfrauen auf dem Fußboden mit weit ausgebreiteten Armen, den Widerschein der Kerzen und des Ewigen Lichts auf den Gesichtern. In ihren schwarzen Gewändern lagen sie wie hingegossen auf den Steinfliesen – lebendiges, rührend armes Portiunkula unter der Pracht weißgoldenen Rokokos.

Anna empfand es als Unrecht, die Nonnen zu beobachten, und doch brachte sie es nicht über sich, den Ort zu verlassen. Mit groß-

aufgetanen Augen verschlang sie das seltsame, fast überirdische Leuchten auf den Zügen der Knienden. Ihr Herz brannte in einer sonderbar wilden, keuschen Sehnsucht, einer schmerzlichen Seligkeit und einer dumpfen, neidvollen Trauer. Instinktiv fühlte sie, dass die Hingabe der Schwestern zugleich ein mystisches Empfangen war. Das Mädchen spürte unter ihrer reinen Kindlichkeit eine Unruhe, das Andrängen einer dunklen Gewalt, die Berufung zur liebenden Frau. Sie ahnte nicht, auf wie vielen Straßen sie wandern musste, durch wie viele Orte sie getrieben würde, fortgerissen von ihrem hungrigen Herzen, hinein in ihr Schicksal, wehrlos ausgeliefert und im Widerstreit mit ihrer Vernunft, bis das Maß des Schmerzes erfüllt war.

Auch an nebelfeuchten Herbstabenden ließ sich Anna erst vertreiben, wenn die Sakristanin das Portal verschloss. Dann löste sie sich mit einem Ruck von der Linde, schüttelte ihr Haar in den Nacken, vergrub die Hände in den Taschen ihres Trenchcoats und machte sich auf den Weg. Lautlos strich sie an den Häusern entlang heimwärts, sicher und scheu wie ein Nachttier.

Das war Anna: Aus dem jungen Wildfang, dem mageren, schwächlichen Kind mit Zöpfen, war ein anmutiges Mädchen geworden, grazil, geschmeidig und biegsam, von der Kraft eines Tiers auf freier Wildbahn, mit großen, dunklen Augen, auf deren Grund eine Spur Schwermut schlief.

Schwäbisches Schäfer- und Bauernblut floss in ihren Adern, in das sich vom Vater her das Erbe von Musiker-Ahnen mischte; Erdverbundenheit und Treue verbanden sich mit ruhelosem Umherschweifen.

In ihren Augen schimmerte die Weite der Kornfelder Schwabens, der Silberglanz seiner Wiesen im Mondlicht; es schlummerten in ihnen die Nebelversponnenheit des Rieds und die Geheimnisse seiner dämmergrünen Weiher. Ihr Blick bewahrte noch etwas vom Schauen der Schäfer über die Grasweiden, von ziehenden Wolken und Vogelflug.

Hinter sprühendem Mutterwitz und schlagfertiger Klugheit versteckte sich die Weisheit der Schweigsamen und Einsamen, die das wahrhafte Wesen hinter den Dingen sehen. Das Mädchen liebte Re-

gen und Schnee auf seinem Gesicht und den Wind im Haar ebenso wie die Sonne.

Und da war der Fluss: Anna war ein Kind des Flusses mit seinen ungezählten Wundern. An Hochsommertagen watete sie in ihn hinein bis das Wasser an ihr Kinn reichte; mit den Zehenspitzen auf den glitschigen Steinen federnd, warf sie sich mit vorgestreckten Armen in die Flut und ließ sich schwimmend bis zum Floß in der Biegung des Flusses treiben. Wasserperlen stoben auf den Sandpfad und rollten sich zu dunklen Kügelchen, wenn sie triefend vor Nässe zurücktrabte. Nachmittagelang lag sie auf dem Kiesbett an der Donau und spürte die warmen, rundgeschliffenen Basaltsteine unter ihrem kühlen Leib. Es roch nach Wasser, angeschwemmtem, fauligem Tang, nach Fischzucht und aneinandergeschlagenen Feuersteinen. Sie lag nahe der Schwemme, wo die Brüder der Mutter früher an Sommerabenden die Pferde hineingeritten hatten zu ihrer Erfrischung, dass sie hell und freudig aufwiehernd die Köpfe in den Abendhimmel warfen. Sie träumte in die verwehenden, sonnen-durchfilterten Staubwolken hinter den Ochsenfuhrwerken, die heubeladen, langsam und schwer über die Brücke schwankten; die Räder zermalmten knirschend die Steine; sie sah die Hörner der Zugtiere am Geländer hinziehen; sie hockte mit um die Knie geschlossenen Armen auf dem Kies und starrte fasziniert auf die Fundamente der Brückenpfeiler, die das Wasser zerteilten, sodass es weißschäumend dahinter wieder zusammenstürzte, und in grünlasigen, kreiseln-den Strudeln weiterfloss. Manchmal waren vom sinkenden Wasserspiegel kleine Tümpel im Kiesbett zurückgeblieben; auf dem Bauch liegend, das Gesicht hart über der abgestandenen Lache, betrachtete sie interessiert das Gewimmel der Kaulquappen und Egel unter der metallisch schimmernden Oberfläche.

Auf den Fersen kauernnd schleuderte sie mit knabenhaft ausholendem Schwung flache Steine über die Wasserfläche, verfolgte gespannt ihr Aufhüpfen, bis sie mit einem saugenden Gluckser in der Tiefe versackten.

Fischer standen auf der jenseitigen Ufermauer. Die Strömung trieb ihre Köder ab, dass sich die Angelruten bogen. Hinter ihnen, in der Schlachtbank, hingen ganze Kuh-, Kälber- und Schweinehälften an

Fleischerhaken von der Decke. An der Bleiche giebelte das Tränktörlein aus dem Wehrgang. Stundenlang träumte das Kind im Fluten der Wellen in die Silhouette seiner Stadt, die hinter den Uferkastanien aufstieg. An golddurchsponnenen Spätherbsttagen segelte das Laub über die Böschung und schwamm auf der ruhigen Strömung flussabwärts. Dann rührte ein Hauch Ewigkeit an das Mädchen. Still und versonnen wanderte es heim.

Oft streifte Anna allein durch die Donau-Auen. Sie lauschte dem Quaken der Frösche aus dem Schilf der Altwasser, das über die Binsen schwohl. Wenn ein aufgeschreckter Hase vor ihr flüchtete, trat ein zärtlicher Schimmer in ihre Augen. Und sie roch den Schnee, bevor er kam. Witternd wie ein Jagdhund hob sie die kleine Nase und sagte: »Es kommt Schnee!« Dann lachten alle ungläubig. Kurze Zeit darauf schneite es.

Anna liebte alles Wilde, Ursprüngliche, Schöne. Später, in der Klosterschule, bewunderte und liebte sie ihre Lehrerin. Gertenschlank stand sie vor der schwarzen Tafel, den Daumen in den Ledergürtel ihres Habits gehakt, die andere Hand mit dem breiten, goldenen Siegelring ihrer Gottesbrautschaft hing lässig und elfenbeinweiß herab. Aber das schwermütige Gesicht beunruhigte und quälte Anna. Sie lebte inmitten von Wundern, jene nicht. Zum ersten Mal erfuhr Anna von der Schattenseite des Lebens. Als uneheliches, verheimlichtes Kind einer angesehenen Bürgerstochter war die Lehrerin bei einer Pflegemutter auf dem Land verborgen gehalten und aufgezogen worden. Sie glaubte später keine andere Wahl zu haben und trat ins Kloster ein.

Anna stahl sich an Sonntagnachmittagen mit einem Stück Kuchen von daheim fort, um es der Klosterfrau in die Schule hineinzutragen. Sie saß meistens in einer Bank des kalten Klassenzimmers und korrigierte einen Stoß Hefte. Sie hatte es nötiger als Brot und Gebet, dass sich ein Mensch um sie kümmerte. Manchmal nahm Anna ihren Langhaardackel Jeremy mit. Er rannte den Schulhausgang entlang, dass seine seidigen Schlappohren flogen und die Krallen der Pfoten auf dem Steinfußboden klirrten. Er sprang mit den tigerweichen Vorderpfoten auf die Knie der Klosterfrau, reckte den Kopf, der fein und schmal war wie der eines Windspiels, sah mit klugen, glän-

zenden Augen zu ihr auf und bohrte seine feuchte Schnauze in die dargebotene Handfläche. Entzückt sah Anna das Aufblühen eines Lächelns auf dem Antlitz der Lehrerin.

Dann kam die tödliche Krankheit. Unfähig zur Berufstätigkeit schickte man sie ins große Krankenhaus, das vom Kloster in einer fernen Stadt gebaut worden war. Der Krebs war beim Erkennen bereits weit fortgeschritten und hatte in den Organen Metastasen angesiedelt. Anna fuhr an den Sonntagen mit der Bahn dorthin, um sie zu besuchen. Ungeachtet der scheelen, argwöhnischen Blicke der Krankenhauspförtnerin führte sie die Todkranke ins Freie. Hinter Sommerwiesen, auf denen schwarzgefleckte Kühe weideten, blauten am Horizont die Allgäuer Berge. Auf ihrem letzten Spaziergang sank die Lehrerin unter einem Apfelbaum am Feldrain ins Gras, todmüde, total erschöpft, aber verdurstend nach der Herrlichkeit dieser Erde. Anna kauerte neben ihr, die wachsfarbene Hand in ihrer heißen braunen Mädchenhand, und sprach von Heilung und Leben. Die Kranke sog die Worte begierig ein. Anna aber verbarg ihre Augen unter gesenkten Lidern und streifte mit dem Mund das Handgelenk über dem bläulich-verästelten Geäder, das schmal im Kuttensärmel lag.

Es kam ein Sonntagabend, rotglühend vom Sonnenuntergang. Als das Mädchen beim Gittertor der Umfassungsmauer des Krankenhauses Abschied nehmen wollte, machte die Freundin sie mit dem Stadtpfarrer des Ortes bekannt, der auf dem Gartenweg auf sie zukam und stellte sie einander vor. Sie erfuhr, dass er nach seinem Herzinfarkt noch im Krankenhaus wohnte, bis sein neuer Pfarrhof fertiggebaut war. Zugleich betreute er die Kranken als Seelsorger. Er bot sich an, Anna in seinem Auto zum Ammersee zurückzufahren. Sie wohnte in einer Schule, in der sie sich für ihr Berufsexamen vorbereitete. Der kleine schwarze Wagen des Stadtpfarrers stand auf dem Gelände, auf dem die Krankentransporte ankamen. Er öffnete ihr die Autotür und ließ sie einsteigen. Zum ersten Mal in ihrem Leben saß sie neben einem Mann im Auto, der dazu noch Priester war. Sie wagte zuerst nicht, ihn näher zu betrachten. Dann schaute sie scheu zu ihm hin. Er war um so vieles älter als sie, hatte einen guten, männlichen Kopf und ein kühnes

Profil; zugleich fühlte das Mädchen seine starke, gütige, priesterliche Ausstrahlung.

Anna war befangen und saß schweigend und etwas verkrampft neben ihm. Sie fuhren an der Pfarrkirche vorbei und bald lag die Stadt hinter ihnen. Bäume flogen vorbei, es war, als söge das Auto die Asphaltstraße ein. Da sagte er ihr behutsam, dass die Freundin nur noch wenige Monate zu leben habe. Er wisse das vom behandelnden Arzt.

Anna schaute mit toten Augen in den Sommerabend.

Merkwürdigerweise konnte sie nichts anderes denken als dies: *Nie mehr wird sie den Flieder blühen sehen ...* Als er plötzlich seine rechte Hand vom Lenkrad nahm und auf ihre Hand legte, spürte sie tief in ihrem Leib ein Erschrecken von unbekannter Süße wie einen Stich. Sie wagte nicht, ihn anzuschauen. Ihre Hand fühlte sich eiskalt an unter seiner großen, warmen Männerhand.

Er war von der Schnellstraße abgelenkt und fuhr nun etwas langsamer durch eine dämmergrüne Allee. Letzte Sonnenpfeile stachen blitzend durch das Laub der Baumkuppeln. Anna wandte dem Pfarrer ihre Augen zu wie eine Erwachende. Sein Gesicht strahlte einen großen Geist aus, Stille und Welt zugleich; ein Aufgetansein für die Menschen konnte sie darin lesen, wie sie das bisher noch bei niemand verspürt hatte.

Das Auto hatte eine Anhöhe erklommen und hielt an. Unter ihnen weitete sich der Ammersee grünschimmernd in der Abendbrise. Segelboote glitten über das Wasser. Am andern Ufer versanken Villen unter uralten Bäumen; auf dem Heiligen Berg ragte der Kirchturm von Kloster Andechs in den Abendhimmel. Violette Schatten nisteten bereits in den Buchten. Die Linie der Bergkette löste sich sanft auf.

Obwohl Anna nun schon mehrere Wochen in dieser Landschaft lebte, glaubte sie in diesem Augenblick, nie Schöneres gesehen zu haben. Alles war für sie plötzlich neu und wundersam, weil dieser Mann an ihrer Seite war. Erst vor einer Stunde hatte sie ihn zum ersten Mal gesehen, er war ihr fremd und doch war es, als sei er schon immer in ihrem Leben gewesen, unbekannt und ihr doch auf unerklärliche Weise zugehörig. Dunkel ahnend fühlte sie, dass sie diesen Mann nie mehr verlieren würde.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er in ihr Schauen und Schweigen hinein: »Du kannst immer zu mir kommen, wenn du mich brauchst.«

Dass er plötzlich »du« zu ihr sagte, schuf eine Vertrautheit zwischen ihnen, die alle Fremdheit fortwischte. Es schien ihr ganz natürlich, dass er sie so ansprach, nicht nur, weil sie ja um so vieles jünger war – sie fühlte dadurch eine hilfreiche Nähe, die sie im schmerzlichen Wissen um den Tod der Freundin so sehr brauchte, eine Geborgenheit, vor der sie insgeheim zitterte, und die doch wie ein glückseliger Schauer war, über den sie sich keine Rechenschaft gab.

Sein Gesicht war ernst und versonnen, als er den Motor wieder anließ. Er fuhr sie bis zur Schule hinauf, die hoch über der Seelandschaft am Waldrand lag. Sie stieg aus und schaute dem Auto nach, bis es hinter der Straßenbiegung des Abhangs verschwand. Dann ging sie in ihr Turmzimmer hinauf. Das Mädchen, mit dem sie es bewohnte, war noch nicht da.

Anna warf sich auf ihr Bett und weinte bitterlich. Bald füllte Dunkelheit den Raum. Sie versuchte zu schlafen. Aber ihre Schläfen pochten vom Weinen, und das Quaken der Frösche aus dem Schilfgrund schwoll immer stärker an und tönte bedrängend herauf, als siedelte dort unten ein ganzes Froschheer. Im Dunkel ihres Schmerzes tauchten immer wieder die Augen des Pfarrers auf. Sie sann dieser Begegnung nach, die sie plötzlich verwirrte und beunruhigte, fast verstörte, und dennoch auf seltsame Weise befriedete.

Im Innersten aufgerissen vom Erleben dieses Nachmittags und erschöpft vom Weinen, fiel sie endlich in einen unruhigen Schlaf.

Dann – nach einigen Wochen völlig überraschend – wurde die schwerkranke Klosterfrau ins Mutterhaus des Ordens zurückgeholt. Drei Tage später lag sie im Sterben. Der Pfarrer hatte es Anna telefonisch mitgeteilt. Sie fuhr in ihre Heimatstadt.

Und nun stand sie in atemloser Spannung in diesem beklemmenden Sprechzimmer, und wartete auf die Gnade einer letzten Begegnung.

Ihre Augen irrten von der Klosterkirche ab. Beunruhigt wandte sie sich zur Türe um. Angst stieg in ihr auf. Wie ein gefangenes Tier

lauschte sie auf ferne Geräusche im Haus. Plötzlich spürte sie den wilden Wunsch auszubrechen, fortzulaufen, stand aber wie gelähmt auf der Stelle. Ihr Blick verfiel sich am Biedermeiersofa, lief schnell und ziellos die Blätter- und Blumenranken des verblassten, grünen Jacquardstoffes entlang, als könnte sie dadurch gleichsam wie durch ein Ventil etwas von dieser fiebrig ansteigenden Erwartung und Erregtheit abfließen lassen.

Auf dem Gang nahten Schritte. Anna hörte das leisklirrende Aufschlagen einer Rosenkranzperlenschnur in schwingenden Gewandfalten. Ihr Herz schlug hart. Die Türe öffnete sich und eine Nonne trat ein: Desiderata – hoch und schwarz wie das Schicksal selbst, in diesem Augenblick sich wohl kaum der Bedeutung ihres Namens bewusst: »Die Ersehnte«, die kam, um eine verzweifelte Hoffnung zu zerschlagen. Kalt maß sie die junge Anna, die diesen Blick in atemloser Erwartung aushielt. Im Aufflattern ihres Herzschlags starrte das Mädchen gebannt und mit vor Angst geweiteten Augen auf den dünnen, streng gefältelten Mund, von dessen Lippen mit schneidender Schärfe die Worte kamen: »Lasset die Toten ihre Toten begraben«, spricht der Herr! Dies läßt Ihnen die Ehrwürdige Mutter ausrichten!«

Etwas Eisiges griff nach Annas Herz. Sie erschauerte unter dem dunklen Sinn dieser Rede wie eine junge Haselstaude im ersten Frost. Und wie nach erlittener Schmach überflog jähe Röte ihr Gesicht; dann wurde es totenfahl. Am ganzen Leib zitternd griff sie mit der linken Hand haltsuchend nach der Kante des Tischchens, das vor dem Sofa stand. Etwas Übermächtiges, Unbändiges brach in ihr auf von dem sie nicht wusste, ob es Hass oder Verzweiflung war oder beides zugleich, geschwisterlich verwandt wie alles Furchtbare. Vielleicht waren es nicht so sehr Beherrschung oder Erziehung, als vielmehr letztes, ohnmächtiges Mitleid mit der Sterbenden, was das völlig verstörte Mädchen hinderte, die Nonne beiseite zu drängen, durch die Klostergänge zu stürzen, alle Türen aufzureißen, um in irgendeiner der vielen Zellen die Sterbende zu finden.

Wie wird es sein, wenn der Tod sie anfällt? Wer ist bei ihr, wer steht ihr bei? Anna weiß nur noch diesen letzten Blick, diesen unsag-

bar nachtdunklen, übergroßen von unten, vom schneeweißen Kopfkissen des Bettes herauf, als sie schon in der offenen Tür stand und zurückschaute beim letzten Besuch im Krankenhaus, von dem sie nicht wusste, dass es der allerletzte sein sollte.

Wie aus weiter Ferne hörte Anna die Abgesandte der Ehrwürdigen Mutter sagen: »Ihre Mitschwestern sind bei ihr; sie stirbt unter den Gebeten des ganzen Konvents!«

Selbst wenn sich Annas zugeschnürter Kehle Worte entrissen hätten: Hier wären sie abgeprallt wie Meeresbrandung an felsiger Küste.

Sie wusste nicht, wie sie wieder auf die Klostergasse hinausgekommen war. *Die Kranken besuchen und die Toten begraben* – sind das nicht die letzten der leiblichen Werke der Barmherzigkeit?, lief es durch ihren hämmernden Kopf, als das Pfortentor dumpf hinter ihr zuschlug und der regnerisch verhangene Herbsttag zusammen mit den Geräuschen des nahen Wochenmarktes auf sie eindrang. Sie spürte das Kopfsteinpflaster der Gasse unter ihren steifen Füßen. Die Welt war verändert. Anna fühlte: Was hier geschah, war nicht *so* von Gott gewollt sondern von den Menschen, die das Wort des Barmherzigsten auslegten nach der Härte ihrer Herzen. Die Verweigerung ihrer inständigen Bitte unter Berufung auf das Herrenwort erschien ihr in diesem Fall unverständlich, ja grausam. Noch nie hatte sie bisher bewusst die Erbarmungslosigkeit von Menschen und das vergebliche Aufbäumen gegen Unabänderliches erlebt.

Fassungslos und betäubt ging Anna fort. Sie lief wie blind an den Häusern der Stadt entlang. Menschen bewegten sich im Nebeldunst auf sie zu, wurden dunkel und fassbar und glitten durch ihre Verstörtheit hindurch. Es begann wieder zu regnen. Auch durch die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht war Regen niedergerauscht. Jetzt durchnässte er ihr Haar, rann über Gesicht und Hals in ihren Nacken hinab. Sie beachtete es nicht. Unmerklich führte sie ihr Weg zum Fluss hinunter. Grau, mächtig und unerschüttert ruhevoll strömte er zwischen den triefenden Wäldern hin. Anna lief den Uferpfad entlang, stolperte über Grasbüschel und Baumwurzeln, den Blick unverwandt auf dem Wasser. Die Rinde des Eichenstammes, an

die sie nach endlosem Lauf ihre Stirn presste, drückte ihr ein Runensiegel auf. Sie stand lange bewegungslos mit geschlossenen Augen da. Der heisere Schrei der Fasane klang erstickt aus dem Unterholz. Kurze Windstöße zerwühlten die Blätter über ihr; ein Teppich von Regentropfen prasselte nieder.

Am Abend dieses Tages bellte der Hund Jeremy lange Zeit in die nach Osten liegende Ecke des Wohnzimmers ihres Elternhauses hinein, die in Richtung des Frauenklosters wies. Er war nicht zu beruhigen. Was sah er, das Menschen nicht sehen konnten? Es war unheimlich, dieses jaulende Bellen, und Anna lief es kalt über den Rücken.

Anderntags erfuhr sie vom Tod der Lehrerin und wurde in die Totenkammer des Frauenklosters eingelassen. Da lag die Verstorbene, schmucklos aufgebahrt zwischen stetig brennenden Kerzen, die schönen, verblichenen Hände auf dem Skapulier gefaltet. Sie lag allein, wundersam friedlich – endlich angekommen. Durch einen splitterschmalen Spalt der geschlossenen Lider dunkelten die gebrochenen Augen; die Haut, die sich über ihr Gesicht mit den slawisch hohen Backenknochen spannte, war vom wächsernen Schmelz carrarischen Marmors. Der Tod hatte diesem Antlitz seine junge, vergeistigte Schönheit wiedergeschenkt, seltsam und ergreifend in einem.

Eine große Ruhe und Zärtlichkeit durchströmte Anna.

So nimm denn ab, was von der Erde war, den schweren Mantel und die kleinen Schuhe ..., dachte sie mit fürsorglicher Innigkeit und ohne Schmerz. Sie umhüllte die lebenslang Ruhe- und Heimatlose, die Wärme und Geborgenheit gesucht hatte bei einem Kind, das dies doch noch gar nicht geben konnte, mit plötzlich auffallender Mütterlichkeit. Die über Nacht Gereifte erkannte auf einmal mit der Klarheit einer Liebenden, dass ihre Hand schon in der Hand eines *Anderen* lag, der ihr wohl nie wirklich Gefährte werden konnte, den ihr die Todkranke am Gartentor des Krankenhauses in der fernen Stadt zugeführt hatte zu Hilfe und Trost. Das leise Sichlösen von der Entschlafenen und die aufkeimende Sehnsucht nach dem fernen Mann verschmolzen in dieser Stunde miteinander.

Als die Dunkelheit sich in den Ecken der Totenkammer einnistete und allmählich an den Wänden emporkroch, saß Anna noch immer regungslos auf einem Schemel vor dem offenen Sarg, den Rücken an die Wand gelehnt. Wie unter ansteigendem, aschgrauem Gewässer lösten sich die festen Konturen auf, verschwammen zu ungreifbaren, traumhaften Gebilden. Da knarrte die Türe in den Angeln, von zögernder Hand aufgetan. In einem fast unmerklichen Luftzug verbogen sich die Kerzenflammen, dass es wie Wetterleuchten über das Antlitz der Toten zuckte, es wie eine Landschaft sekundenlang erhellend und die Schatten vertiefend, sodass es mit einem Mal unheimlich lebendig schien.

Anna wandte den Kopf nicht nach der Eintretenden. Erst als die Augen der kleinen, dicken Klosterfrau mit hilflosem, flehendem Ausdruck fast waagrecht und ganz dicht vor den ihren standen, erkannte sie eine befreundete Mitschwester der Verstorbenen.

»Komm – komm doch weg von hier, das ist kein Platz für dich!«, bat sie mit einer rauen, betulich-gurrenden Stimme, die wie das Locken einer Glucke war, wenn sie ihre Küken aus der Gefahr holt. Sie nahm Anna bei der Hand, die sich hinausführen ließ mit stillem Gesicht.

Am nächsten Morgen war sie zum Guardian geeilt. Da kniete sie nun unter seinem schweren Schweigen. Endlich hob er die Hand, die bedächtige Hand eines Bauern am Pflug: Die Absolution und sein Segen waren wie ein Grenzkreuz an der Wegscheide von Annas vergangenem und zukünftigem Leben.

Bei der Holzbank, auf der die Bettler mittags die Klostersuppe löfeln, schieden sie voneinander.

Unerforschlich und unergründlich ist Gott, und rätselhaft der Menschen Wege, dachte der Guardian, als er die Pforte der Klausur behutsam hinter sich verschloss.

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag